

Ingvar Ambjørnsen

**DIE NACHT
TRÄUMT VOM TAG**

Roman

Aus dem Norwegischen

von Gabriele Haefs

*Das Leben in meiner Brust war eine ganz besondere Welt,
ein eigenes Blut, ohne Verwandtschaft mit den anderen.*

Halldor Laxness

Teil I

September 2010

In der Dämmerung kam ich aus den weiten Mooren, und als ich abwärts ging und mich Veggli näherte, sah ich zwischen den Zwergbirken das Dach der Hütte; es war bedeckt mit Grassoden und herbstfarbenem Moos. Ich wartete, bis es ganz dunkel geworden war. Dann verschaffte ich mir Zutritt auf die beste Weise: mit dem Schlüssel, den ich unter dem Stein vor der Tür fand.

Da verstecken sie ihn ja gern. Da, oder oben auf der Türleiste oder unter großen Blumentöpfen, falls sie solche draußen stehen haben. Es gibt noch ein Dutzend andere Verstecke. Ich kenne sie alle.

Ich blieb ganz still im Windfang stehen, nachdem ich die Tür aufgeschlossen hatte. Es roch nach Tannenholz und grüner Seife, aber nicht nach Menschen. Es war eine Hütte nach meinem Geschmack. Schlicht und übersichtlich. Zwei Schlafzimmer, ein Wohnzimmer mit einer Kochecke. Ein kleines Badezimmer ohne Dusche. Im Wohnzimmer ein offener Kamin.

Ganz still. Nur der Wind in den Bäumen; jetzt, gegen Abend, legte er sich. Ich habe es mir zur Gewohnheit gemacht, für einige Minuten so stehen zu bleiben und zu horchen. Mich mit dem Ort vertraut zu machen.

Ich hatte Hunger. Ich wusste, dass mir eine wache Nacht bevorstehen würde, wenn ich nichts zu essen fände.

Auf dem Küchentisch stand ein Messingleuchter mit einem Kerzenstummel, ich zündete die Kerze mit dem Zippo an. Ging dann mit der Kerze zum Küchenschrank an der Wand. Dort war nicht viel zu holen, nur einige trockene Kekse und Teebeutel, aber im unteren Schrankteil fand ich Konservendosen und zwei Tüten Kartoffelpüree.

Ich machte Feuer im Kamin und drehte dann weiter meine Runde. Eine halbvolle Flasche Calvados in einem Eckschrank. Vier Pils in dem winzigen Keller unter der Kochnische.

Mir stand ein guter Abend bevor.

Diesmal hatte ich lange durchgehalten. Es kann gut sein, dass sie glaubten, jetzt hätten sie mich. Den ganzen Winter und Frühling. Den ganzen Sommer. Aber als die Schule anfang, wurde ich in einen anderen verwandelt, und dann ging ich einfach. Jetzt stand halb Hüttennorwegen leer. An den Wochenenden musste ich ein bisschen aufpassen. Ansonsten war alles offen. An diesem Tag war ich durch das Gebirge gegangen und später durch die Moore hinunter ins Tal, und der einzige Mensch, den ich gesehen hatte, war mein Spiegelbild, wenn ich an einem Bach meinen Durst löschte. In so tiefer Einsamkeit unterwegs zu sein, machte mich glücklich. Es machte mich zu dem, der ich sein wollte.

Und alle diese leeren Räume, die nur dastanden und auf mich warteten ... Sie zogen mich heftig an, ich konnte nicht die richtigen Worte finden, wenn ich danach gefragt wurde. Danach, warum ich es nicht lassen konnte.

In mir war etwas, das in ihnen nicht war.

Ich aß. Frikadellen in brauner Soße mit Kartoffelpüree. Ich hatte kaltes Wasser aus dem Bach mitgebracht. Später würde ich Calvados trinken, aber nur wenig.

Nach dem Essen rauchte ich erst einmal.

Ich dachte, jetzt hätten sie mich sehen sollen. Und dann: Jetzt sehen sie mich nicht mehr. Jetzt bin ich im Verborgenen. In dem, von dem ich nicht will, dass sie es begreifen.

Aus dem Hüttenbuch:

1. September 2010

Svend und ich sind seit dem vorigen Freitag hier. Nur wir beide. Svend hat sich um das Holz gekümmert, und ich habe so gut ich konnte versucht, in der Wildnis hinter dem Schuppen Ordnung zu schaffen. Das Wetter war die ganze Zeit gut, wenn auch kühl nachts, wir mussten die Heizkörper im Schlafzimmer einschalten. Es ist ein trauriger Gedanke, dass die Kleine nie wieder mit uns herkommen wird!

Siw

Siw. Ich gehe in den Windfang. Dort hängt eine Strickjacke, an der ich ein wenig schnuppere. Wald. Und an einem Nagel: ein Schlüssel an einem Bindfaden, mit einem Holzschildchen, auf dem »Schuppen« steht. Als ich auf die Türschwelle trete, merke ich, dass der Wind sich gelegt hat, aber jetzt höre ich stattdessen das Rascheln winzig kleiner Regentropfen, die auf Blätter und Gras fallen. Im Schuppen finde ich Svends sorgfältig vom Boden bis zur Decke aufgestapeltes Holz, dazu die Axt im Hackklotz. Eine kleine Motorsäge, Öl und Benzin, jeweils in einem Plastikkanister. Ich trage acht bis zehn Holzscheite ins Haus, dann habe ich alles, was ich heute Abend brauche. Ich brauche mir auch sonst keine Sorgen zu machen. Das ist so ein Ort. Sicher. Hier oben im Tal liegen die Hütten weit auseinander. Und noch seltener sind die Menschen um diese Jahreszeit.

Der Apfelschnaps ist wunderbar. Ein runder, feiner Geschmack. Ich lasse ihn in der Mundhöhle ruhen, ehe ich ihn hinunterschlucke. Trinke immer nur einen winzigen Schluck. Ich habe irgendwo gelesen, dass die französischen Bauern den Calvados nur aus den sauersten Apfelsorten herstellen. Dennoch scheint es ihnen gelungen zu sein, das Sonnenlicht zu destillieren.

Es gibt hier keine Bücher. Das ist so in manchen Hütten, aber es kommt selten vor. Im Hüttenbuch steht nur Gefasel. Das ist in der Regel so. Ich sitze da und rauche und lese alte Illustrierte, sie stammen vom Beginn der achtziger Jahre und sind gefüllt mit Berichten, die angeblich von der Wirklichkeit normaler Menschen handeln. Ich bringe das nicht. Es ist doch immer dasselbe. Drogen. Untreue. Ungewollte Schwangerschaften.

Ich lese die Comics und beschäftige mich ungefähr eine Stunde lang mit Kreuzworträtseln.

Danach denke ich an Siw. Die mit dem w meine Assoziationen in Richtung Schweden losschickt. Auch wenn die Zeilen im Hüttenbuch keinen Zweifel daran lassen, dass sie Norwegerin ist. Ich denke, dass sie hier gesessen hat. Ich denke immer so. An die Frauen, die vor mir hier waren. Ich weiß nicht, warum das so ist, und es interessiert mich auch nicht.

Als ich schlafen gehen will, bleibe ich im Schlafzimmer stehen und mustere die beiden Betten. Versuche zu erraten, wer wo schläft. Das andere Schlafzimmer ist für Gäste, es gibt keine Bettwäsche. Die nackten Decken sind zusammengefaltet. Hier, im Zimmer, das dem Wohnzimmer und der Wärme näher ist, ist das Bett bezogen. Blaue und weiße Karos. Zwischen den schmalen Betten steht ein einfacher Nachttisch. Den teilen sie sich. Die Schublade ist leer. Geleert. Nur ein gelber Knopf, vermutlich von einem anderen Bettbezug.

Ich setze mich vorsichtig auf das rechte Bett. Hier. Das ist Siws Bett. Ein schwacher Parfümduft, als ich das Gesicht in das weiche Kissen schmiege.

Ich bin total erledigt. Zum Umfallen müde.

Trotzdem liege ich noch eine Weile wach. Das ist immer so in der ersten Nacht an einem neuen Ort. Offenbar muss mein Gemüt sich auf die Hütte und die Landschaft einstimmen. Ich liege in der Dunkelheit und spüre, wie der Schlaf sich anschleicht, es ist wie ein schwerer Rausch, der durch mein Blut zieht, ich weiß, wenn ich hineinsinke, wird er sein wie warme feuchte Wolle; ich nenne ihn »Morphiumschlaf«, auch wenn gerade dieser Schlaf die reinste, gesündeste aller Varianten ist, hervorgebracht durch viele Stunden mit dem Rucksack auf den Schultern.

Hier liege ich nun und erlebe wieder diese Landschaft, durch die ich gegangen bin. Die Herbstfarben oben in den Bergen und weiter unten an den Hängen. In diesem Herbst hat es viel geregnet, ja, seit Mitte August, überall raunen Bäche und Wasserfälle. Heute hatte ich meistens Sonne, und Wald und Moore dampften, der Wind hatte die tiefhängende Wolkendecke aufgerissen und die Wolken wie veränderliche Flickenteppiche die Hänge hochgejagt, halb durchsichtige Phantasiefiguren, zaubrisch und wundersam.

Aber Vögel habe ich fast nicht gesehen oder gehört. Auch darüber denke ich nach. Dass es ein stiller und seltsamer Tag war.

Ich denke nicht an die Stadt. Wenn Bilder aus der Stadt kom-

men, verdränge ich sie. Das ist überhaupt nicht erstaunlich. Es ist einfach. Die Bilder, die ich an mich heranlasse, sind die, die ich aus der Zeit holen kann, in der ich unterwegs war. Oder Vorstellungen dessen, was mich erwartet. Und natürlich pure Phantasien.

Ich kann sie doch in der Bettwäsche riechen, wenn ich so hier liege.

Am nächsten Tag schlafe ich lange, ab und zu bin ich halb wach, ich lausche einige Sekunden lang auf Stimmen, dann versinke ich wieder im Schlaf. Aber um elf Uhr stehe ich auf. Mir fehlen Eier. Und Brot. Immer fehlt einem irgendwas. Das ist eine gute Übung. Das Schlimmste ist, wenn einem alles fehlt. Das aber passiert mir nur selten. Ich lasse das Wasser kochen, und während der Tee zieht, esse ich eine halbe Dose Bohnen in Tomatensoße. Es gibt noch drei. Und eine Dose dicke Fleischsuppe. Ich kann noch einen Tag und eine Nacht hier bleiben. Mindestens. Das macht sich bezahlt. Ruhe zu halten und alles aufzuessen. Es bringt einen schönen Rhythmus, an den ich mich halten kann, so von Hütte zu Hütte. Etwas gibt es fast überall. So ist eben der Hüttennorweger. Er ist ein Eichhörnchen. Ein Kleiber. Ein Sammler.

Aber mir fehlt etwas Brauchbares zu lesen. Allerdings lässt sich auch dafür meistens Abhilfe schaffen.

Ich gehe mit dem Teebecher auf die Veranda. In der nächtlichen Dunkelheit hat die nicht viel hergemacht, aber für mich allein wirkt sie geräumig.

Der Wald dampft. Es wird ein warmer Herbsttag werden. Durch die Zweige sehe ich einen kleinen See glitzern, vielleicht ist es nur ein Tümpel.

Von hier aus kann ich die Dächer von zwei weiteren Hütten weiter unten am Hang sehen. Ich stelle den leeren Becher auf einen niedrigen Schiefertisch und gehe fünfzig Meter den Hang hoch. Lehne mich an die Felswand und zünde die erste Zigarette an. Ich sehe zweihundert Meter weiter im Osten eine weitere Hütte.

Also drei. Da muss ich mich mal umschauen.

Hier oben sind jetzt keine Menschen. So etwas spürt man. Bei so etwas habe ich mich noch nie geirrt.

Es gibt reichlich Pilze. Vor allem Steinpilze und verschiedene Milchlinge. Ich sammle meinen Hut voll, dazu eine halbe Papiertüte mit dicken Blaubeeren.

Ich stelle mein Mittagessen auf den Küchentisch.

Dann drehe ich meine Runde.

Ich hatte im Halbdunkel am Vorabend Glück. Keine der drei Nachbarhütten ist eine *Schlüsselhütte*. Ich suche nie länger als zehn Minuten. Wenn ich in dieser Zeit den Schlüssel nicht gefunden habe, ist es wenig wahrscheinlich, dass er überhaupt vorhanden ist.

Von mir aus. Ich will da jetzt ja auch gar nicht rein.

An diesem Abend nehme ich mir die eine vor, und die beiden anderen sind morgen früh an der Reihe. Danach werde ich so weit in Richtung Notodden gehen, wie ich überhaupt nur kann.

2

Ich schwebe. Ich schwebe in einem Weiher unten auf der Erde, und über mir wölbt sich der Himmel mit dahintreibenden Schönwetterwolken. Hoch über allem anderen Leben liegt ein Mäusebussard in der warmen Luftströmung, die noch immer aus dem Septemberwald aufsteigt, von Fels und Stein, die der Sommer aufgewärmt hat.

Ich säubere mir die Nägel mit einem spitzen Stöckchen, das ich aus einem Bach gefischt habe. Entferne schmale grüne Ränder. Ich habe mir ein kaltes Bier aus dem Keller geholt, und dort habe ich einen halben Eimer Farbe gefunden, dazu Rollen, die in einem großen Eimer eingeweicht waren.

Warum nicht? Ich habe den ganzen Tag, und der Südwind könnte eine Farbschicht nicht schaden. Ich brauche drei Stunden, und dann kann ich auf der Veranda sitzen, mit kellerkaltem Bier und Drehtabak, wie ein ganz normaler Arbeiter. Oder zum Beispiel wie ein Neffe, der hier oben ist, um für

ein Examen zu büffeln, und der sich vielleicht ein wenig nützlich machen will. Ich kenne diesen Neffen ziemlich gut. Ab und zu ist es gar nicht schlecht, ihn zu haben.

Es ist kalt. Ich muss mich dazu zwingen, im Wasser zu bleiben. Es ist ein reiner, feiner Zustand an der Grenze zum Schmerz. Zu Mittag habe ich gebratene Pilze mit Sand und gehackten Kräutern gegessen. Gebirgsminze und Fieberklee. Die Blaubeeren müssen noch warten. Ich habe Zucker – und noch immer einen guten Schluck Calvados.

Ich drehe mich auf den Bauch und schwimme acht bis zehn Züge durch diese kleine Pfütze. Vielleicht dreißig Meter. Als ich ausatme, schaue ich in die stumme Finsternis unter mir. Ich weiß, wie es dort unten auf dem Grund aussieht. Vor langer Zeit versunkene Baumstämme, gesättigt vom Wasser, unbekannte Tiefen aus Schlamm und altem Moor. Und das Sonnenlicht, das jetzt den Wasserspiegel zum Glitzern bringt, als ich hindurchbreche und meine Lunge mit neuer Luft fülle. Vogelsang. Die summende Geschäftigkeit der Insekten.

Danach stehe ich nackt auf einer schwimmenden Halbinsel aus Grassoden und spüre, wie der Boden unter mir wogt. Ich reibe mich mit zwei Handtüchern ab, die ich von Siw geliehen habe. Lege den Deckel zurück auf den Seifenbehälter.

Und dann höre ich aus weiter Ferne den Donner. Ich sehe nicht die geringste dunkelblaue Wolke, aber der Donner ist da.

Als die Dunkelheit kommt, nehme ich die Hütte, die am weitesten entfernt liegt. Vielleicht dreihundert Meter Weg durch den Wald. Wenn es hier oben dunkel ist, ist es so gut wie abgeschlossen, dass noch irgendwer herkommen wird. Ich bin nicht zum ersten Mal hier. Es ist weit zum Parkplatz. Hierher kommen nur echte Hüttenmenschen. Sie tragen ihre Nahrung auf dem eigenen Rücken den Hang hoch. Ich gehe mit der Kopflampe durch den Wald. Der blauweiße Lichtstrahl tanzt in den Blättern und über die schwarzen Stämme.

Ich mache es kurz und bündig. Ich verpasse dem Schloss eine mit Svends Axt. So, wie das hier ist, wäre es Unsinn, lange

daran herumzufummeln. Und nur betrunkene Jugendliche schlagen Fenster ein, wenn es nicht unbedingt sein muss.

Wieder bleibe ich hinter der Tür ganz still stehen. Hier führt sie direkt ins Wohnzimmer. Ich habe es heute schon durch das Fenster gesehen. Und hier gibt es ein Bücherregal.

Aber zuerst gehe ich alle Schränke und Schubladen durch. Keine Waffen irgendwelcher Art. Zwei schöne Messer, die lasse ich liegen. Messer gibt es überall.

Im Geräteschuppen, der hier in der Hütte eingebaut ist, hängt ein Räucherschinken. Den schneide ich ab und verstaue ihn in meinem Leinenrucksack. Ich nehme auch eine kleine Schachtel mit selbstgebundenen Fliegen mit. Die sind gut gelungen. Wer die gemacht hat, ist wirklich tüchtig.

Konserven: Ich sacke zwei mittelgroße Dosen rote Bohnen ein. Im Büffet gibt es eine große Weinauswahl, ich lasse alles stehen, nehme mir aber eine Flasche Morgan Rum, von der erst ganz wenig getrunken worden ist. Ich schleppe nur Schnaps durch den Wald und über die Berge.

Das Bücherregal ist eine Enttäuschung. Krimis und alte Ausgaben des *Straßenatlas Norwegen*.

Und eine kleine Biografie von Harald Schönhaar. Das Titelbild stammt von Erik Werenskiold und zeigt, wie König Gryting nach dem Fiasko von Orkdalen vor König Harald geführt wird.

Dieses Buch nehme ich mit.

Ehe ich durch den Wald zurückgehe, schlage ich zwei sechszöllige Nägel durch die Tür und in den Türrahmen, damit nicht etwa Unbefugte aus einer Laune heraus hier eindringen können.

Später lese ich über Harald Schönhaar. Ich erfahre, dass er mit seiner Mutter Ragnhild auf einem der Höfe seines Großvaters in Sogn weilte, als sein Vater, Halvdan der Schwarze, im Randsfjord durch das Eis brach und ertrank. Ein Zug aus durchtrainierten Kriegern wanderte dann aus den Tälern von Valdres durch die Berge, um den kleinen König heimzuführen. Sie brauchten in jeder Richtung fünf Tage, denn es war Winter. Ich denke, diese Strecke kenne ich. Diese Strecke

bin ich im Sommer gegangen, allein und mit wenig Gepäck. Fünf Tage. Gut gemacht, wenn es denn stimmt. Ob mit einem kleinen Knaben oder ohne.

Und ohne es zu wissen, habe ich einen Samen ausgestreut. Einen Keim.

In der Nacht trinke ich mehr als unbedingt nötig. Ich rede mit Fälme. Er ist für ein anderes Tempo geschaffen als ich. Wird von einer Unruhe getrieben, die mir fremd ist. Er will noch heute nach Westen. Ich bitte um eine Nacht Frist.

Ich träume mich in eine Stadt aus Eisen. Ich trage einen uniformähnlichen Mantel, blaugrau, knöchellang, er erinnert mich an den Ersten Weltkrieg, einen Verband trage ich noch dazu. Meine ganze linke Hand ist in blutige Lumpen gewickelt. Es ist kalt. Ich gehe über einen Bürgersteig aus rostigen Eisenplatten, die mit riesigen Bolzen und Schrauben am Boden befestigt sind, auf diese Weise werden auch die Häuser zusammengehalten, ich scheine mich durch einen gefrorenen Albtraum aus Eisen und Stahl zu bewegen. Und die Türen und Fenster sind zugeschweißt, alles verriegelt und verrammelt. Ich habe das Gefühl, dass ich hier nach einem Stück quicklebendigen Fleisches suche. Und dass ich hinein muss. Aber alles ist mit breiten Schweißnähten verschlossen, sie erinnern an Operationsnarben, verrostete Wundkrusten, und ich stolpere über Bolzen und Muttern, über unebene Fugen und Abschlüsse, ich komme nur mühsam voran, und es ist Nacht, ich suche nach lebendem Fleisch und nach Schutz vor einem elektrischen Wind, der um die Ecken peitscht, sodass der Funkenregen über die halbe Straße geschleudert wird.

Und ich habe große Angst vor etwas, von dem ich nicht weiß, was es ist, und das noch weiter weggetreten ist als ich selbst. Etwas, das sich mit gewaltiger Wucht bewegt. Es ist nicht Fälme, es ist etwas anderes, etwas Heftiges, Sonderbares.

Um kurz nach sechs breche ich die beiden anderen Hütten auf, in der ersten gibt es nur zwei Dosen Makrele in Tomatensoße, in der anderen finde ich in einem Kleiderschrank ein Schrotgewehr. Es ist eine nagelneue Beretta 686 Silver Pigeon.

Keine Muni.

3

Noch immer gibt es alten, unberührten Urwald. Es ist, wie eine lebende Kathedrale zu betreten. Nur die Erfahrungen der Zeiten, peinlich genau eingezeichnet in Jahresringen, verborgen hinter bärtiger Rinde. Hier in dieser Tiefe haust ein seltsamer zweigeschlechtlicher Geist, Tvi. Für dieses Wesen mache ich gern einen Umweg. Obwohl, was heißt schon Weg ... Hier gibt es nur Tierfährten auf dem von dickem Moos bedeckten Waldboden.

Ich war schon in ziemlich jungem Alter hier. Ich bin dann viele Male wiedergekommen. Meistens in Gedanken. Wenn es Kampf und Streit gab. Oder nachts, wenn ich nicht schlafen konnte. Dann habe ich mich über halb unsichtbare Pfade phantasiert, zu geheimen Lichtungen und stillen Waldseen. Menschenlos, aber voller Leben, Vögel und Insekten, das Geräusch eines Sommerwaldes: das Summen von Wespen und Fliegen, große lila Käfer, wie fliegende Edelsteine zwischen den grauschwarzen Baumstämmen, über gärende Sümpfe und Senken. Und es musste ein alter, rätselhafter Elch hier stehen und an einem dunklen Gebüsch kauen, und das Glucksen der großen Vögel musste widerhallen. Der Sommer musste zum Herbst werden, mit Reif und erstem Frost im verwelkten Weidenröschen. Ich konnte alles ganz deutlich sehen. Den Schnee, der an einem frühen, frühen Wintermorgen hier im Wald fiel. Und das Geräusch der Bäche im Frühling. Balzende Auerhähne.

Ich lag in meinem Bett und wusste, wenn ich erst alt genug wäre, würde ich hierhin gehen. Allein, niemals mit jemand anderem.

Auf einem Absatz an einer Felswand habe ich einmal eine primitive Schutzhütte gebaut. Vom Waldboden her war nichts zu sehen, und es war schwer, dort hinzugelangen, wenn man nicht jeden Schritt kannte.

Dorthin will ich jetzt.

Die Wolken legen ein gewaltiges Tempo vor, sie jagen über den Himmel, es rauscht im Wald unter mir, aber hier oben, wo ich liege, ist es fast ganz still. Die Felswand über mir beugt sich vor, und der Boden fällt schräg ab, die Schutzhütte, die ich gebaut habe, ist fast eine Höhle und keine große Leistung. Oder: Die Leistung kann darin liegen, eine solche Stelle zu finden.

Sie zu sehen. Das tun nur wenige.

Es war niemand hier seit meinem letzten Besuch im Herbst, unmittelbar, bevor der Schnee einsetzte. Ich kann meine eigenen Spuren sehen. Die Reste des Feuers. Die Kippen.

Ich mache mir innen vor der Felswand ein Feuer; hier zieht der Rauch auf natürliche Weise an einem Spalt entlang ab, und ich denke, wie schon so oft, ich bin nicht der Erste, der hier wohnt. Oder sitzt und darauf wartet, dass der Sturm sich legt. Ich koche Bouillon, gebe Pilze hinein, die ich unterwegs gesammelt habe. Esse aus dem Topf, während ich auf den duftenden Tannenzweigen liege. Ich denke, dass ich hier in Ruhe liegen bleiben darf, bis mir Tvi begegnet ist, dass ich vorher nicht weitergehen kann. Ich habe eine ganze Garnitur solcher Vorstellungen, die ich pflege und hüte. Sie bringen ein System in ein ansonsten nur lose geerdetes Dasein. Als ich jünger war, habe ich mir Religionen gemacht. Damit habe ich schon längst aufgehört.

Mir fehlt Brot. Und Eier. Das ist alles. Es ist gut, im Wald zu liegen und zu sehen, wie das Licht über den Baumwipfeln schwindet, während einem Brot und Eier fehlen. Wenn man will, kann man es zu einer regelrechten Besessenheit treiben, wenn einem unter solchen Umständen etwas fehlt. Man kann sich selbst aufstacheln, wenn einem so etwas Freude macht. Man kann denken: frisches, grobes Brot, mit einer dicken Schicht Butter. Echte Bauernbutter. Es ist noch die Frage, ob das Brot nicht sogar warm ist. Ja. Lauwarmes Graubrot, das die fette Bauernbutter schmelzen lässt. Und was die Eier angeht: so ein gelbes Dotter! Hat man jemals so ein gelbes Dotter gesehen? Nein. Denn das hier ist der Weltrekord. Gekocht ... lächelnd. Oder Spiegelei. Das Messer, das durch das gelbe Dotter gezogen wird. Welches dann im Bratfett

verrinnt. Und nun wieder her mit dem Brot. Dem warmen Brot, das das flüssige Dotter aufsammelt, hat man im ganzen Leben auf Erden schon jemals ein so goldenes Gelb gesehen, nein, nie!

Oder man kann sich damit abfinden, dass man eben ohne Eier und Brot auskommen muss, bis der Wald einen loslässt und man sich wieder der Zivilisation nähern kann.

Ich finde, beide Möglichkeiten haben etwas für sich.

Es macht Spaß, so zu spielen.

Es wird ganz dunkel, während ich hier liege. Ich denke nicht an die Stadt, und ich denke nicht an die Zukunft. Ich liege nur auf einem Felsabsatz und lausche dem Wind in den Baumwipfeln unter mir.

Dann bekomme ich einen grauen Tag mit Nieselregen in der Luft. Hier oben habe ich gelernt, stundenlang stillzusitzen. Jetzt tue ich das. Ein Rabe kommt vorbei und macht ein bisschen Gewese um etwas, das wie ein Knochen aussieht. Verliert ihn und holt ihn sich wieder. Springt mit dem Knochen im Schnabel die Felswand entlang. Über eine alte verdorrte Kiefer. Legt den Kopf schräg und schaut zu mir auf. Kluges Kerlchen. Wenn ich in der Stadt bin, spreche ich mit den Krähen. Hier draußen schweige ich mit dem Raben. Beide sind Mystiker. Sie haben ihre Projekte, die wir nicht durchschauen können. Die Komplexität des Krähengerichts. Der schwarze Abgrund im Blick des Raben.

Kein Tvi.

Wasser gibt es hier oben nicht. Ich habe eine Plastikkanne, und als der Kaffeedurst groß genug wird, klettere ich mit der Kanne im Leinenrucksack nach unten.

Nass. Glatt. Schwierig.

Die Tierfährte, der ich hierher gefolgt bin, zieht sich noch einen halben Kilometer ostwärts zu einem namenlosen See hin. Unterwegs finde ich wunderschöne Sträube aus Pfifferlingen, sie sind nass, ich muss sie braten, sowie ich wieder oben bin. Ein Geschenk. Ich schneide sie sofort, das ist das Gesetz auf der Fährte. Hund sein. Nicht warten. Sofort zuschlagen.

Der Waldboden ist weich und federnd, ich gehe mit wiegen-

dem Schritt weiter. Großer schwerer Tannenwald mit schwarzen Bärten an allen Ästen, überwuchert von Flechten und Moosen jeglicher Art und in allen Farben; alles feucht und duftend, ich kann stehen bleiben und die Augen schließen und dermaßen intensiv anwesend sein, dass mir fast schwindlig wird. In die Hocke gehen und mit der Hand über den Boden fahren. Mehrere Zentimeter alte Tannennadeln, ehe man die Erde erreicht, und die ist groß, sauer und fett.

Es ist so still. Fast kein Vogelsang. Ein Specht arbeitet tief drinnen im Wald an einem verdorrten Stamm.

Der Weiher ist so gut wie zugewachsen. In zehn Jahren wird hier Moor sein. Früher gab es hier Biber, das ist dem Wald um den Weiher anzusehen, aber die Spuren der Biberzähne sind längst grau geworden, ja, fast schwarz. Ich setze mich auf eine umgestürzte Birke, halb versteckt vom Moos, und drehe mir eine Zigarette. Wir schreiben September, da ist es wohl Herbst, aber ich erlebe den Spätsommer. Insekten, die über dem Wasser summen. Diese seltsame Satttheit, die das Wesen des Spätsommers ausmacht, das Gefühl von Überfluss, Beeren und Früchten ist noch vorhanden. Und es ist warm. Ich streife mein Hemd ab und leuchte bestimmt auf, es war ein verunglückter Sommer.

So auf einem toten Baumstamm sitzen und rauchen. Fälme quälen, der wenig Zeit hat und weiter will. Ich fülle die Plastikkanne mit Wasser und gehe zurück.

Tvi kommt ganz ohne Vorwarnung, als ich mich der Stelle nähere, wo ich die Pilze geschnitten hatte. Ich bin in meine Gedanken versunken, das hatte ich gedacht: Jetzt ist die Landschaft eine andere, und Pilze finde ich überall. Danke übrigens, Gott. Ich falle zurück in alte Gewohnheiten. So ist es mit mir und Gott. In Bezug auf ihn finde ich immer noch etwas Neues, und er selbst ist jetzt beständiger; ich habe zudem den Eindruck, dass er im Großen und Ganzen Nachsicht mit mir hat. Sieh an, sage ich, da hast du doch wahrlich noch einen Pilz hingestellt, und sogar einen Trompetenfifferling, das ist großzügig und angemessen. Man dankt für das Auge, das sieht, und für die Finger, die dem Willen gehorchen. Dankt zudem ein wenig für den eigenen Starrsinn.

Für Fålm, der keine Ruhe gibt. Und für das in mir, was ihn in Schach hält.

Aber was ist also los mit Tvi? Spüre ich sie, ehe sie sich physisch offenbart? Nein, erst einmal habe ich die Hände voll zu tun mit einer Ringeltaube, die aus einem Haselstrauch bricht, sicher hat sie dort meditiert. Seltsam, diese Vorliebe dieser großen unbeholfenen Vögel, die sich am liebsten auf einem dünnen Zweig niederlassen. Nicht ich habe diese Taube aufgescheucht, es muss der Tod gewesen sein, denke ich, denn sie jagt kreuz und quer zwischen den Baumstämmen umher, und kaum habe ich an den Tod gedacht, da kommt sie auch schon wie ein Torpedo angeschossen, schräg von oben, sie hat in einer Tanne gesessen oder die Beute auf einer ihrer unsichtbaren Jagdfährten am Himmel erspäht, es ist das große alte Weibchen, ein furchterregender Schatten, der in einem fast unvorstellbaren Tempo durch den Wald jagt, in die trockene Vegetation aus Reisig und Gestrüpp, aber dabei streift sie keinen einzigen Zweig, es ist nicht zu fassen, es geht so schnell, es ist die Allnatur, die mir eine ihrer grandiosesten Artistinnen geschickt hat, die personifizierte Tötungsmaschine des tiefen Waldes, *Accipiter gentilis*, den Hühnerhabicht, und dieser Anblick jetzt wird kaum je einem Menschen zuteil. Ausgerechnet ich stehe hier auf dem Pfad, als der Habicht die Taube schlägt, und ich zucke zusammen, als das dunkle Waldestief von Hunderten von hellen Federn gefärbt wird, die in der Luft hängen bleiben.

An einem Zweig: ein Blutstropfen, bereits von einer Fliege gefangen.